

Ulf G. Stuberger

Ich war ein weißer Farmer in Afrika

Mit 22 Abbildungen

Herbig

Bildnachweis

Alle Bilder aus dem Archiv des Autors, außer
3, 4, 5, 6: Werner Bertolan

Für meine Frau
SAVELIA

Inhaltsverzeichnis/Leseprobe aus dem Verlagsprogramm der
Buchverlage LangenMüller Herbig nymphenburger terra magica

Bitte beachten Sie folgende Informationen:

Der Inhalt dieser Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt,
alle Rechte liegen bei der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München.

Die Leseprobe ist nur für den privaten Gebrauch bestimmt und darf nur auf den
Internet-Seiten www.herbig.net, www.herbig-verlag.de, www.langen-mueller-verlag.de,
www.nymphenburger-verlag.de, www.signumverlag.de und www.amalthea-verlag.de
direkt zum Download angeboten werden.

Die Übernahme der Leseprobe ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags gestattet.
Die Veränderung der digitalen Leseprobe ist nicht zulässig.

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.herbig-verlag.de
www.stuberger.de

© 2008 by F. A. Herbig
Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinzl
Redaktion: Dr. Rainer Schöttle, Neufinsing (www.drsvs.de)
Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten
Gesetzt aus der 11,5/14,5 Punkt Minion
Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7766-2575-2

Inhalt

Wahrheitsfindung	7
Flug nach Namibia	12
»Zum Haus«	16
Annegret und »Die«	35
Sauerbraten	49
Diamanten	65
Ein Geschenk zum Einstand	78
Cowboys	85
Erhardt	96
Damara	105
Ballermänner	135
Der innere Herrenmensch	139
Neue Kräfte	148

Heiße Nadel	163
Ein Diebstahl	172
Tod	178
Swakopmund	187
Tropenweihnacht	201
Langer Arm	212
Ausblick	217
Tangi	235
Anmerkungen	238
Literaturempfehlungen	248

Wahrheitsfindung

Die Ungunst der Stunde brachte mich nach Namibia. Bereits als Justizjournalist hatte ich seit 1979 nebenberuflich Reisen in verschiedene Wüstengebiete auf mehreren Kontinenten durchgeführt. Mit kleinen Gruppen von Touristen organisierte ich abenteuerliche Reisen durch die Sahara, durchquerte diese größte Sandwüste der Erde immer wieder, verbrachte dabei zusammengerechnet einige Jahre in Marokko, Tunesien, Algerien und Ägypten, auch noch zu Beginn der gewaltsamen Auseinandersetzungen, die Nordafrika zu einem Unruheherd machten.¹ Zeitlich parallel arbeitete ich weiter als Korrespondent bei den Obersten Bundesgerichten in Karlsruhe. Von 1975 bis 1977 hatte ich aus dem wohl spektakulärsten Strafverfahren der deutschen Nachkriegsgeschichte, dem RAF-Prozess gegen Andreas Baader, Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin und Jan Carl Raspe in Stuttgart-Stammheim, berichtet. Als die sich selbst »Rote Armee Fraktion/RAF« nennende Terrororganisation dieser als Serienmörder Angeklagten mich auf ihre »Abschussliste« gesetzt hatte², entschied ich mich, nach etwa eineinhalb Jahren Leben und Arbeiten unter ständigem Polizeischutz, den Wohnort zu wechseln und 1995 Deutschland zu verlassen.

Zunächst verbrachte ich einige Jahre in Frankreich und baute dort eine Farm mit Eselzucht und touristischen Attraktionen auf.³ Aber es zog mich seit meiner Jugend immer wieder nach Afrika. Der Bürgerkrieg in Algerien zwang mich dazu, ein neues Land für meine Touren zu suchen. Auf der literarischen Suche nach einem Ersatz für die Sahara stieß ich auf die älteste Wüste der Erde, die

Namib. Ich wurde neugierig, jenes Land im Südwesten Afrikas kennenzulernen, dem diese Wüste ihren Namen gegeben hatte: Namibia. Es sollte nicht bei einer Reise bleiben. Dieses Land zog mich so in seinen Bann, dass ich dort etwa fünf Jahre lang lebte. Ich pachtete eine Farm, auf der ich mit dem Besitzer eine Maultierzucht aufbauen wollte. Ich würde die Esel beisteuern, er die Pferde, so war unser Plan. Als weißer Farmer in Namibia machte ich Erfahrungen, die ich hier wiedergeben will.

Parallel führte ich gemeinsam mit namibischen Mitarbeitern meine touristischen Aktivitäten fort. Wir bauten eine kleine Lodge mit Restaurant auf und organisierten Rundreisen in kleinen Gruppen.

Über Namibia gibt es meterweise Bücher; hauptsächlich sind es Reiseführer, wenn man von wissenschaftlichen Publikationen absieht. Ich kenne keinen einzigen, den ein Namibier mit schwarzer Hautfarbe geschrieben hätte. Besucher dieses herrlichen Landes sind also gezwungen, sich von der kleinsten Minderheit der Bevölkerung informieren zu lassen.

Entsprechend einseitig entsteht das Bild, das man sich von diesem jungen afrikanischen Staat zwangsläufig macht. Aus der Kolonialzeit gerettete Vorurteile werden seit zig Jahren am Leben gehalten. Nicht selten kennen Deutsche nicht einmal den Namen Namibia. Erklärt man, wird man immer wieder einmal mit der Bemerkung unterbrochen: »Ach so, Sie meinen Südwest, die alte deutsche Kolonie!« Selbst manche Reiseveranstalter schämen sich nicht, den Namen »Südwest« immer noch in ihrer Firmenbezeichnung zu führen.

In Namibia arbeitet nicht ein einziger Korrespondent für Medien in Europa. Darum erhalten wir in Deutschland Informationen von Journalisten, die oft mehrere Tausend Kilometer weit weg in einem anderen Staat tätig sind. Auf diese Weise entsteht für uns in Europa ein sehr einseitiges Bild von einem der schönsten Länder der Erde, in dem sehr viele verschiedene Gesellschaften unter-

schiedlicher Kultur friedlich neben- und miteinander leben, von denen die Nachfahren der deutschen Eindringlinge aus der Kolonialzeit die kleinste Minderheit bilden, aber immer noch die größten Reichtümer des Landes in ihren Kreisen festhalten.⁴

Ein Farmer drohte mir einmal: »Ulf, du musst wissen, dass der Arm unserer Familie sehr lang ist. Er hört nicht an der Grenze auf.« Er hat recht, wie ich erfahren konnte. Der Einfluss der alten Kolonialfamilien reicht auch heute bis nach Berlin.⁵

Ich habe dieses Land lieben gelernt. Dankbarkeit und Hochachtung empfinde ich besonders für die Wambo. Sie stellen die absolute Mehrheit der Bevölkerung, sogar weit mehr als die Hälfte. Würden unsere deutschen politischen Regeln auf Namibia übertragen, könnten die Wambo das ganze Land beherrschen. Das tun sie nicht. Bei einer Volksabstimmung nach der Unabhängigkeit haben sie sich dazu entschieden, nicht ihre eigene Muttersprache Oshiwambo, sondern Englisch zur Staatssprache zu erklären. Der Beweggrund war, den vielen Volksgruppen gleiche Chancen zu geben. Jeder Bürger Namibias muss heute eine Fremdsprache lernen.

Die deutschstämmigen Nachfahren der Kolonisten versuchten erfolglos, mit heftiger Propaganda die Mehrheit zu unterdrücken und die Gleichstellung der Kulturen zu verhindern. Die deutsche »Herrenrasse« sollte weiterhin auch die Kultur Namibias bestimmen. Ihr Scheitern hat dazu geführt, dass sich deutsche Zirkel gebildet haben, die zusätzlich durch ein rigoroses Kastenwesen gettoisiert werden.⁶

Ich habe viele Jahre in Namibia verbracht, davon fast fünf als Farmer und ohne zusätzlichen Wohnsitz in Europa. Allein aufgrund meiner Hautfarbe und der nationalen Abstammung bin ich in die niedrigste Kaste der deutschstämmigen Namibier aufgenommen worden. Und das bedeutet dort sehr viel! Den Verlockungen der Macht bin ich zunächst fast erlegen. Ich habe mich als Neuling den Verhaltensweisen meiner Blutsbrüder⁷ kumpelhaft ange-

passt, bin ihren Ratschlägen und Hinweisen unkritisch gefolgt. Nach etwa einem Jahr erkannte ich hinter dem Schleier des kolonialistischen Luxus, mit dem auch ich mich umgeben hatte, meine Menschlichkeit wieder. Als ich damit begann, erste kleine Selbstverständlichkeiten respektvollen Miteinanders vorsichtig umzusetzen und mich sehr zurückhaltend in kleinen Schritten den Maßstäben meiner deutschen Kultur wieder anzupassen, die ich im Nachkriegsdeutschland gelernt hatte, regte sich sofort Widerstand bei den zum Teil verbitterten Abkömmlingen deutscher Kolonialfamilien. Der erreichte einen Punkt, an dem ich aufgab. Ich kehrte nach Deutschland zurück.

Dieses Buch soll keine Abrechnung sein. Alle Schilderungen geben Tatsachen wieder. Die Namen von Menschen und Orten habe ich geändert, was den Realitätsgehalt der Darstellung nicht mindert, denn die betreffenden weißen Personen sind als Individuen unwichtig. Ihr Verhalten ist symbolisch für das der meisten anderen ihrer Kaste. Die Namen von schwarzen Menschen habe ich verändert, um ihnen Nachteile zu ersparen, die ihnen drohen würden, wenn ihre Identität bekannt würde. Gelegentlich habe ich zwei oder mehrere Ereignisse in einer Schilderung zusammengeführt, ohne den Gehalt zu verfälschen.

Das Buch soll der Wahrheitsfindung dienen. Dazu ist notwendig, ein Gegenstück zur vorhandenen, weitgehend kolonial geprägten Literatur vorzulegen. Leser, die Namibia besuchen, können sich selbst ein Bild machen, wenn sie nicht nur den einseitigen Reiseführern folgen, zu denen mein Bericht auch eine Ergänzung sein soll, und bereit sind, auf einer Reise darum zu kämpfen, beim Besuch einer sogenannten »Gästefarm« hinter die Kulissen sehen zu können, also ohne Begleitung eines Weißen Kontakt mit den schwarzen Arbeitern und ihren Familien in deren Wohnstätten aufnehmen zu dürfen. Meine Darstellung ist nicht objektiv. Ich habe während meines Aufenthalts mit etwa fünfzig verschiedenen Farmern Kontakt gehabt, meistens mehrfach, teilweise über einen

längeren Zeitraum – in keinem Fall habe ich festgestellt, dass die schwarzen Mitarbeiter gleichwertig mit Weißen behandelt worden wären, im Gegenteil. Die in diesem Buch vor allem an einem Beispiel geschilderten Lebensumstände treffen auf alle von mir besuchten etwa zwanzig Farmen zu. Mein Buch ist keine wissenschaftliche Untersuchung, sondern die Schilderung selbst erfahrener Zustände, Vorgänge und Ereignisse, die ich für repräsentativ halte, auch wenn das nicht zu beweisen ist.

Basis sind also meine eigenen Erlebnisse in Namibia. Im Anhang veröffentliche ich eine persönliche Literaturliste. Die Autobiografie des ersten Präsidenten der freien Republik Namibia, Dr. Sam Nujoma, ist leider bis heute noch nicht ins Deutsche übersetzt worden und nur in englischer Sprache erhältlich. In ihr findet man die gesamte Geschichte des Landes aus der Sicht der Gewinner des Freiheitskampfes.

Als ehemaliger weißer Farmer hätte ich den in jener Kaste herrschenden Regeln folgend dieses Buch nicht schreiben dürfen. Der Vorwurf, in diesem Sinne »Nestbesmutzer« zu sein, ehrt mich und hat mich beim Schreiben angespornt.

Marxzell, im April 2008
Ulf G. Stuberger

Ein Geschenk zum Einstand

Wieder zogen die braunen Felder am kleinen Fenster vorbei. In wenigen Minuten sollte ich in Namibia, »zu Hause«, landen.

Wie gern hätte ich mich zur Passkontrolle in die Schlange der »Namibian Residents« eingereiht. Noch war es ein Traum. Doch dieses Mal hatte ich nur einen einfachen Flug gebucht, ein Zurück war nicht vorgesehen. Wie komfortabel war ich ausgewandert, in einem bequemen Sessel während des ganzen langen Fluges mit Essen und Trinken versorgt. Auf Rollen zog ich mein etwas groß geratenes Handgepäck hinter mir her, mit der anderen Hand trug ich eine Reisetasche, an einem Schulterriemen schleppte ich einen Aktenkoffer aus Aluminium mit Papieren und Dokumenten. Eine große Summe Bargeld und meinen Reisepass hatte ich in einer Innentasche meiner Jacke verstaut. Äußerlich unterschied ich mich kaum von den anderen Fluggästen, überwiegend Touristen. Mein ins Flugzeug geschummeltes Übergepäck konnte glücklicherweise ohne Beanstandung und sogar ohne Aufpreis passieren.

An jenem Tag musste ich noch einmal mit den ausländischen Besuchern in einer Reihe warten, bis mein Pass den Einreisestempel erhielt. Durch eine große Glaswand, welche die Halle unterteilte, suchte ich mit Blicken auf der anderen Seite meine neuen Freunde in Namibia, die sich dazu bereit erklärt hatten, mir am Flughafen mein eigenes Auto mit namibischem Kennzeichen zu übergeben²⁵, damit ich gleich beim ersten Mal eigenständig zu meinem neuen Zuhause fahren könnte. Sie selbst wollten in

ihrem Fahrzeug fahren. So sollte ich die Gelegenheit haben, mich schon während der Fahrt gefühlsmäßig auf die neue Heimat einzustellen.

Dort sah ich Rudolf. Er winkte mir mit strahlendem Gesicht zu. Hinter ihm stand seine Frau Elke. Ich winkte heftig zurück und wurde noch ungeduldiger. Während ich warten musste, sprachen meine beiden Abholer mit anderen Weißen. Sie waren bekannt wie bunte Hunde in diesem Land. Ihre Familie gehörte zu den ersten, die aus Deutschland in den Südwesten Afrikas eingedrungen waren.

Von einem Fuß auf den anderen tretend, stand ich endlich vor dem Passbeamten. Mir war nicht ganz wohl bei der Einreisekontrolle, weil ich ja nur ein One-Way-Ticket vorzeigen konnte. Ich gab an, drei Monate lang als Tourist und zum Besuch von Freunden in Namibia bleiben zu wollen. Meine Absicht, einzuwandern, ging die Beamten zunächst einmal nichts an. In einem Vierteljahr würde ich es schon schaffen, eine Genehmigung für den ständigen Aufenthalt und eine Arbeitserlaubnis zu bekommen, dachte ich.

Ich erhielt das Visum und passierte die Kontrolle. In der Gepäckausgabe war mein Koffer einer der letzten, die auf dem Rollband hereinbefördert wurden. Dann fragte ich einen Flughafenangestellten nach den Transportkäfigen mit meinen Hunden. Er führte mich in eine Halle hinter den Rollbändern. Dort standen sie! Der freundliche Mann besorgte noch zwei Gepäckwagen und begleitete mich. Ich eilte mit ihm durch die Zollkontrolle in der Hoffnung, nicht aufgehalten zu werden – und hatte Glück. Die Schiebetür öffnete sich und ich sah sofort ganz links, etwas abseits der anderen Menschen, die Besucher abholten, Rudolf und Elke winken. Rasch ging ich auf sie zu, wir umarmten uns. Ich fühlte mich wie ein Heimkehrer und nicht wie ein Neuling. Ein paar Glückstränen konnte ich nicht unterdrücken. Selbst dem sonst sehr kühlen Rudolf stand das Wasser in den Augen.

Wir verließen das Flughafengebäude. Ein Farmarbeiter der Hansens half mir beim Verladen meiner vielen Gepäckstücke einschließlich der Boxen mit den noch völlig benommenen Hunden auf die geschlossene Ladefläche meines Geländewagens. Ich sog die wohlthuend heiße Luft ein, atmete tief aus. Die Palmen vor dem Parkplatz und die Wassersprenger für das Gras verdeutlichten mir, dass gerade in jenem Augenblick ein Traum Wirklichkeit wurde. Auch wenn ich noch nicht alle dafür notwendigen Papiere hatte, war ich mir sicher, soeben eingewandert zu sein.

Ohne zu zögern, setzte ich mich sofort auf der rechten Fahrzeugseite ans Steuer. Mit dem Linksverkehr fühlte ich mich bereits vertraut und nahm das als weiteres Zeichen dafür, dass ich wirklich in dem Land meiner Träume angekommen war. Die Fahrt zunächst über eine der wenigen asphaltierten Hauptstraßen des Landes und dann länger über Pisten bis hin zu meinem Farmgebäude verging wie im Flug. Mir kam es vor, als sei ich diese Strecke schon jahrelang täglich gefahren. Wahrscheinlich hatte ich sie in Träumen schon oft bewältigt, ohne mich daran zu erinnern. Ich folgte dem Mercedes meiner Freunde, die ihre Farm links liegen ließen und lediglich kurz stoppten, um mir zu bedeuten, dass ich vor ihnen weiterfahren sollte. Wir durchquerten problemlos das Trockenflussbett, das unsere beiden Gelände trennte. Dem schloss sich der »verwunschene Märchenwald« an, danach folgte die Piste, von der ein noch kleinerer Fahrweg nach links zu meiner Farm abzweigte. Mein Herz schlug rascher, als ich das Einfahrtstor erkannte.

Ich wollte anhalten, aber schon wurde eine Hälfte des riesigen Gatters von einem Arbeiter geöffnet, der mir mit einer ausladenden Handbewegung, die in eine tiefe Verbeugung überging, bedeutete, ich sei willkommen. Das war zu viel. Ich bekam zum ersten Mal das Gefühl, hier nicht Gast, sondern Chef zu sein. Das war alles von meinen Freunden für meine Ankunft organisiert worden. Ich war sprachlos.

Mein Auto parkte ich irgendwo auf dem riesigen Innenhof, der von Gras überwuchert war. Eine Fahrspur zum Haupteingang des Farmhauses war frei gemacht. Hinter mir waren meine Freunde eingefahren. Sie stiegen lächelnd aus ihrem Auto, gingen auf mich zu, schüttelten mir beide Hände: »Herzlichen Willkommen in Otjidarumbu!«

Habe ich mich dafür damals bedankt? Alles verschwamm vor meinen Augen.

»Komm hinein, Ulf, hier wartet noch die Überraschung auf dich, die wir dir in unserem Brief angekündigt haben.« Elke lud mich ein, ihr zum Kücheneingang des alten Farmhauses zu folgen. Sie öffnete die über zwei Meter hohe Holztür. Ich blickte in den kahlen Raum. In dessen Mitte stand ein kleiner Holztisch, dessen Platte eine blütenweiße Decke verbarg. Darauf ein weißer Teller mit einer Torte. Hinter dem Tisch hielt eine kleine magere Frau ihre Hände vor dem Schoß gefaltet, mich verlegen anlächelnd und den Blick verschämt zu Boden richtend. Sie trug ein einfaches Kleid unter einer spitzengesäumten weißen Servierschürze. Es fehlte nur noch ein weißes Häubchen, dann wäre die Verkleidung als Hausmädchen aus einer großbürgerlichen deutschen Familie im vorigen Jahrhundert perfekt gewesen. Das ging mir aber in jenem Moment nicht durch den Kopf.

Der Kuchen rührte mich. Elke aber schien er nicht erwähnenswert: »Ich habe mir gedacht, ich gebe sie dir jetzt erst einmal für den Anfang, du hast ja noch keine. Sie ist gut von mir erzogen. Sie kann schon ziemlich alles, nicht wahr, Roswitha? Ich brauche sie jetzt erst mal nicht, ich habe ja meine Annegret. Ihr Mann, will ich mal sagen, also ... sie sind nicht verheiratet, bei Denen ist das ja oft ganz anders, aber die leben eben unter einem Dach zusammen, also der Toni arbeitet bei mir im Garten. Ich glaube, die stehlen nicht, na ja, soweit man das eben sagen kann, also ich habe mir gedacht, du kannst sie ja mal ausprobieren. Sie heißt Roswitha. Wie viel du ihr gibst, musst du dann selbst wis-

sen. Sie spricht auch deutsch, du kannst ja kein Afrikaans, leider.«

Elke sprach von der dünnen schwarzen Frau in der Verkleidung als Serviermädchen! Sie war die Überraschung, nicht der Kuchen! Später erfuhr ich, dass Roswitha die Süßigkeit gemeinsam mit ihrer »Missis« für mich gebacken hatte.

Elke fuhr fort: »Jetzt lassen wir dich erst mal allein, du bist sicher auch müde nach dem Flug und der Aufregung. Ich habe dir erst einmal ein paar Sachen hier in die Küche gestellt, und im Bad findest du dann Seife. Ein Bettgestell und so habe ich dir auch bringen lassen, damit du erst einmal etwas hast. Das sind alles Sachen von der Ou-Missis.²⁶ Die kannst du erst einmal hier lassen und mir dann zurückgeben, wenn du eigene hast.« Sie zeigte mir ein paar Gegenstände und ließ mich allein mit meiner neuen Angestellten.

Ich musste meine Gedanken ordnen. Also wen oder was sollte ich ausprobieren und wen oder was sollte ich zurückgeben? Diese Überraschung war wirklich gelungen. Ich schäme mich heute bodenlos dafür, dass ich gegen diese Behandlung einer jungen Frau als Sklavin nicht protestiert habe. Ich war gefangen in dem Taumel, endlich meinen Traum von Afrika erfüllen zu können, und wohl auch schon erfolgreich geimpft durch die vorbereiteten Männergespräche zwischen Rudolf und mir vor allem bei der ersten Rundfahrt, die er mit mir auf seiner Farm unternommen hatte, bevor er sich für eine Verpachtung von Otjidarumbu an mich entschieden hatte.

Ich freute mich darüber, eine Hausangestellte zu haben. Das ist eben Afrika, zitierte ich in meinen Gedanken Rudolf, da kann man keine europäischen Grundsätze gelten lassen. Gerade hatte ich erlebt, was das in der täglichen Praxis auf einer Farm bedeutete, die immer noch im Besitz einer deutschstämmigen Familie war. Ich war bereit und fest entschlossen, mich anzupassen, meine Einstellungen zu ändern. Schließlich würde ich Roswitha ja

auch Geld bezahlen für ihre Arbeit. In Namibia war das eben einfach billiger als in Europa, weil dort die Lebenshaltungskosten viel niedriger waren. Außerdem, so hatte mich Rudolf schon aufgeklärt, brauchten Die ja nicht viel zum Leben.

So schnell kann man vom Amboss zum Hammer werden, ging mir durch den Kopf in Erinnerung an einen Spruch meines Vaters, der sich vom Bergarbeiter im Ruhrgebiet zum Rechtsschutzsekretär beim Deutschen Gewerkschaftsbund hochgearbeitet und die Macht seiner neuen Position gelegentlich mit diesem Satz begründet hatte. Jetzt war ich auch oben, sogar noch eine Stufe höher als er. Das hatte er sich doch immer gewünscht.

Mit sozialen Überlegungen hielt ich mich nicht lange auf. Da ich nicht wusste, welche Aufgabe ich meiner Haushälterin geben sollte, schickte ich sie nach Hause. »Wann muss Die morgen komm', Mista?« Ich freute mich darüber, ihr in meiner Muttersprache antworten zu können. Da Elke mir schon gesagt hatte, dass eine Hausangestellte Frühstück für die Farmerfamilie richten musste, ich aber nicht wusste, wie viel Zeit meine neue dafür benötigen würde, bestellte ich sie sicherheitshalber für fünf Uhr morgens; spätestens um sieben wollte ich am nächsten Tag in der Hauptstadt die ersten Einkäufe tätigen. Die Fahrt auf der mehr als siebenzig Kilometer langen Piste würde sicher etwa eine Stunde dauern, und um acht Uhr, so dachte ich, würden die ersten Läden gewiss geöffnet sein.

»Gut, Mista, dann bis morg'n, Die kommt fünf für die Friehstick.«

Die gebrochene Sprechweise zitiere ich hier trotz einiger Bedenken an einigen Stellen nur aus einem Grund so wörtlich: Sie belegt, wie die deutschstämmigen Farmer, ihren Vorfahren folgend, bis heute noch darauf beharren, dass ihre Angestellten möglichst nur den Burendialekt Afrikaans sprechen. Wenn es unumgänglich ist, dass Farmarbeiter Deutsch lernen, dann auf jeden Fall nur ein mit Afrikaans vermisches Babydeutsch, in das

man Begriffe aus dem eigenen altbackenen Kauderwelsch mischt, das Besuchern stolz als »Südwestersprache« verhökert wird. Durch die wörtlichen Zitate der von schwarzen Farmarbeitern gesprochenen Sätze will ich sie nicht erniedrigen oder beleidigen. Zu spät habe ich bemerkt, wie gern sie eine Sprache richtig lernen würden, verständlicherweise in erster Linie Englisch, die Staatssprache ihres Landes. Die deutschstämmigen Farmer, die ich kennenlernen durfte, verhindern das bewusst.

Ich hatte also meine erste Angestellte.

Da ich das Haus und seine Umgebung von zwei früheren Besuchen her kannte, hielt ich mich dort nicht lange auf. Nach einer Dusche fuhr ich, ohne mir eine Siesta zu gönnen, dann doch sofort nach Windhoek. Ich hatte das Ziel, bereits am Abend mit dem fürs Leben Notwendigsten ausgestattet zu sein. Außerdem wollte ich eine weitere Summe Bargeld sofort zur sicheren Bank bringen und nicht unnötig lange mit mir herumtragen. Zeit genug hatte ich noch an jenem ersten Tag.